

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 11 (1938-1939)

Heft: 1

Artikel: "Schprochbiwegig" und Schule

Autor: Corrodi, H.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-850905>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Haben nichts ja doch nie die nötigen Lehren machen und höhere Schulen besuchen könne. Als Karl hörte, daß ein Viehhändler Geld wie Heu von einem besonders gesegneten Herbstmarkt heimgebracht hatte, stieg er in der folgenden Nacht ins Haus und stahl mehrere hundert Franken; er versorgte das Geld daheim in einem Versteck, fiel aber auf dadurch, daß er sich einen Satz englische Schraubenschlüssel, ein Mechaniker-Ueberkleid und eine Dächlimütze gekauft und damit vor den Kameraden paradiert hatte. „Er leugnete zwar frech und wurde noch grob“, konnte aber leicht überführt werden und kam nun als „böses Fröchtchen“ ins Erziehungsheim. Dort machte er zuerst eine Art Vorlehre in der Schlosserei während eines Jahres; mit entsprechender Nachhilfe konnte er in die Sekundarschule aufgenommen werden; er hat sie und die nachfolgende Lehre als Mechaniker mit gutem Erfolg absolviert; viel mühsamer holte er in allgemein menschlicher Hinsicht nach, was die Kleinkinderstube versäumt hatte; aber er lernte doch so viel, was nötig war, um ihn bei einem Meister unterzubringen. Nun spart Karl für die Fliegerausbildung fast geizig alles zusammen, was er verdient im Beruf und in der Freizeit, nachdem von anderer Seite für Mutter und Geschwister, um die er sich redlich kümmert, das Nötigste getan werden kann. —

Alle drei, Eugen, Ruedi und Karl sind als junge Burschen das gewesen, was wir mit Schwererziehbarkeit bezeichnen. Aber die Ursachen, die diesen Zustand gezeitigt haben, liegen im Unterschied zu Karl bei Eugen und Ruedi in einem bedenklichen seelischen Anlagemangel; Eugen ist eine „kalte Natur“, gefühlsdö und ohne jede Tendenz zu verpflichtender Bindung mit Menschen und Verhältnissen. Ruedi hat gewiß Gefühle, aber er ist anlagemäßig einseitig begabt nur mit Froh-Gefühl, mit einer dauernden und durch nichts wandelbaren Heiterkeit. Darum ist ihm überall wohl, im äußeren Elend und im üppigen Ueberfluß, gerade wie es sich eben trifft. Darum aber bindet er sich momentan und sehr leicht mit allem und allen; doch er bleibt nirgends und bei niemandem auf die Dauer; er nimmt nichts ernst, auch sich selbst und seine Wünsche und Nöte nicht. Auch hier handelt es sich um eine, die soziale Brauchbarkeit aufs schwerste gefährdende, wenn

auch scheinbar sich relativ harmlos auswirkende Anlage, die man wissenschaftlich jedoch ebenfalls als psychopathische Konstitution bezeichnen muß, wie die Anlage der Gefühlsblödigkeit bei Eugen. Wo aber derartige, das ganze Gefühls-, Antriebs-, Willens- und indirekt das geistige Leben beeinträchtigende Anlagemängel vorliegen, da muß der Um Erziehungsversuch während der Kindheit und Jugendzeit in den meisten Fällen abgelöst werden durch eine planmäßige und dauernde, konsequent handelnde „nachgehende Fürsorge“, die mit einer Entmündigung eingeleitet werden sollte. Denn diese nachgehende Fürsorge vermag allein bestmöglich zu vermeiden, daß das individuelle Unglück sich zu einem Massen-Unglück ausweitet.

Karl hingegen, nur nach den äußeren Taten gesehen ein viel schwererer Junge mit scheinbar bedenklicher Prognose, ist anlagemäßig ein vollentwicklungsfähiges Kind auf allen drei Hauptleistungsgebieten des Seelenlebens, im Gefühls-, Antriebs- und Geistesleben gewesen; diese erfreuliche Anlage aber ist in der unzureichenden Umwelt verwildert, teils überwuchernd, teils darbdend. Die Nacherziehung ist möglich und war in diesem Falle auch voll erfolgreich. —

Der Schweizerische Hilfsverein für Schwererziehbare, ein Unterverband der Pro Infirmis, hat es sich mit all seinen in ihm zusammengeschlossenen Erziehungsheimen, Beobachtungsstationen, Beobachtungsklassen, offenen Jugendfürsorge- und -vorsorge-Organisationen zur Aufgabe gemacht, dahin zu wirken, daß die anlagemäßig ungünstig und darum auch prognostisch bedenklichen Schwererziehbaren immer mehr der nachgehenden oft lebenslänglichen Fürsorge unterstellt werden, während für sie die „nur“ umweltsmäßig verwahrlosten Kinder und Jugendlichen die äußerlich viel erfolgreichere Aufgabe darstellen.

Auf diese Weise möchte auch dieser Dachverband Pro Infirmis dem Vaterlande dienen und an seinem wirklichen, auf lange Sicht gesehenen Wohle mitarbeiten; daraus leitet er aber auch seine Pflicht und sein Recht her, einmal im Jahre durch die Aktion „Pro Infirmis“ (Haupt-Postcheckkonto VIII 21 595) mit bittender Hand vor die Öffentlichkeit treten zu dürfen.

„Schprochbiwegig“ und Schule.

Von Prof. Dr. H. CORRODI, Künsnacht.

Nun haben wir also glücklich auch in der Schweiz unsere „Sprachenfrage“. Bis vor kurzem lebten wir im Glauben, das auserwählte Volk zu sein, dessen Stämme vier verschiedene Sprachen sprechen, ohne sich zu bekriegen und zu verfolgen, das teil hat an drei der großen europäischen Kulturen, ohne auseinanderzufallen. Wir haben uns viel auf diese Ueberlegenheit zugute getan, und nie unterlassen,

unsere Tugend mehr oder weniger verschämt vor Gästen zur Schau zu stellen — und nun sind wir unversehens in den heftigsten Sprachenstreit hineingeraten, der bis in die Familien, bis in die Schulstuben hineinklingt, rote Köpfe erzeugt und dem schon Ströme „intellektuellen Blutes“, von Tinte nämlich, geflossen sind und weiter fließen werden. Bereits hat auch der Erziehungsrat des Kantons

Zürich ¹⁾ die Kapitel aufgefordert, sich mit den Forderungen der Neuerer auseinanderzusetzen, und andere Kantone werden wohl in diesem Kampfe um die „Rettung der eidgenössischen Seele“ nicht zurückstehen wollen.

In drei Harsten rücken die Neuerer gegen die stumpfen Massen, die bis jetzt nicht sahen, wie sehr die „eidgenössische Seele“ gefährdet war, heran. Als vorderster Bannerträger an der Spitze des Harstes der Radikalen marschiert Emil Baer, in seiner Hand eine Broschüre „Alemannisch. Die Rettung der eidgenössischen Seele“.²⁾

Er beruft sich in erster Linie auf William Martin, der schon im Januar 1914 (Martin hatte eine feine Witterung für kommende Dinge!) in einem Aufsatz in „Wissen und Leben“ die Entdeckung verkündet hatte, die deutsche Schriftsprache sei für uns eine „fremde Sprache“, der es eine Schande genannt hätte, daß man unsern Kindern, genau wie in Preußen den Polenkindern (!) in der Schule eine fremde Sprache aufzwingt.

Da nach Baer die Pflege von „zwei Sprachen“ (Mundart und Schriftsprache) ein „Ding der Unmöglichkeit“ ist, verlangt er kurzerhand nicht mehr und nicht weniger als die Abschnürung vom deutschen Sprachgebiet, — die Schaffung einer eigenen, aus den schweizerdeutschen Mundarten zusammengebrachten Schriftsprache, die als alleinige Unterrichtssprache angewandt, gelehrt und gelernt werden soll, während das Schriftdeutsche in den Rang einer Fremdsprache zurückgedrängt und erst vom 12. Altersjahr an gepflegt werden soll (wie jetzt das Französische an den Sekundarschulen). „Es handelt sich darum, aus den heute gesprochenen, noch einigermaßen unverfälschten Dialekten der alemannischen Schweiz eine neue, rein alemannische und vom Hochdeutschen scharf geschiedene Sprache nach arteigenen Normen zu schaffen“ (S. 47). Es ist ihm blutiger Ernst, und wehe den Gegnern: „Ein neues Geschlecht, lodernd in heiliger Begeisterung für das seelische Vermächtnis der Ahnen, schreitet über sie hinweg“ (S. 53). „Wir zeihen ihn (den Gegner) der Gottlosigkeit. Denn wer nicht an den Geist glaubt, glaubt nicht an Gott.“ Und es ist höchste Zeit, daß der Geist uns erwecke, denn bis anhin stand es in der deutschen Schweiz gar bitterböse und Baer weiß, warum: „Wer erkennt und weiß, daß die Dichtung eines Volkes unmittelbar aus dessen sprachlichem Genius entspringt und der Dichter desto schöpferischer ist, je tiefer und inniger er im sprachlichen Urgrund des Volkes wurzelt, der wundert sich nicht mehr, daß wir bis heute es zu keiner Literatur gebracht haben, die diesen Namen verdient“ *) (S. 84). Ei! wir Armen im Geiste waren bis anhin

des Glaubens, daß der alemannische Stamm neben dem schwäbischen sich als der fruchtbarste unter allen deutschen erwiesen habe! Aber nicht genug hieran; es steht noch schlimmer: „Denn, wenn auch cum grano salis, so darf man wohl wagen zu sagen, daß das alemannische Schweizervolk heute überhaupt kulturlos ist; die deutsche Kultur gehört ihm nicht an und eine eigene hat es nicht“. Das dürfte genügen: wir haben das Buch eines weltfremden Schwarmgeistes vor uns, der jeden Augenblick Gott anruft, in der Gewißheit, daß er seine Gegner zerschmettern wird.

Und die politischen Hintergründe liegen in diesem Fall klar: Baer schaut neidisch-verzückten Auges über die nördliche und südliche Grenze: „Die Völker, die auf den alten Wegen im Begriffe waren, sich aufzulösen in eine aus allen Rassen gemischte Bastardmasse (Blu-Bo-Theorie!), in der alles alte Edelmetall völkischen Charakters und völkischer Schönheit zu einer qualitätslosen Legierung eingeschmolzen wäre, sie werden heute von Ihm neu geschaffen, damit sie in Zukunft wieder, wie einst, leuchten... Kein einziges von ihnen ist dazu bestimmt, unterzugehen...“

An die Spitze des zweiten, weit zahlreicheren Harstes hat sich einer der Herausgeber des „Schweizer spiegels“ gestellt, A. Guggenbühl, mit seiner Broschüre „Warum nicht schweizerdeutsch“?³⁾

Er kämpft für die Erhaltung und Pflege der Mundart unter Zurückdrängung (nicht Verdrängung!) der Schriftsprache: Bei allen feierlichen und festlichen Angelegenheiten soll schweizerdeutsch gesprochen werden; „der Pfarrer auf der Kanzel, der Anwalt vor Gericht, der Politiker bei der Festrede“ soll sich der Mundart bedienen. Sie bedarf der Pflege in Elternhaus und Schule. „Es ist ein Unding“, schreibt Guggenbühl⁴⁾, daß schon in der Primarschule sämtliche Fächer dazu mißbraucht werden, um hochdeutsch zu lehren (sic!). Auch in der Mittelschule sollte bis zur Maturität im Rahmen des Deutschunterrichtes eine Stunde der Pflege unserer Mundart gewidmet sein.“ Guggenbühl nimmt kein Blatt vor den Mund und redet frisch von der Leber weg: „Es ist keine Frage, der Lehrerfolg wäre viel größer, wenn nicht alle Fächer dem Phantom des Hochdeutschen geopfert würden. Fast jedes Fach, Mathematik und Physik (!) inbegriffen, würde leichter verstanden, wenn es in der Muttersprache statt in einer Fremdsprache (also doch!) erteilt würde. Es ist eigentlich erstaunlich, daß sich die Fachlehrer nicht dagegen wehren, daß ihr Fach beständig zum Deutschunterricht mißbraucht wird“ (S. 17). Immerhin ist er zu Konzessionen bereit: „Ich meine durchaus nicht, man sollte so weit gehen und nun bis zur Maturität sämt-

¹⁾ Im Amtlichen Schulblatt vom 1. März 1937.

²⁾ Verlag Rascher & Cie., Zürich.

*) Wir sperren!

³⁾ Schweizer Spiegel Verlag Zürich.

⁴⁾ In der Zürcher Illustrierten vom 7. Mai.

liche Fächer im Dialekt behandeln.“ (!) Aber es fehlt ihm ein bißchen an Logik. Er konstatiert: „Die Qualität des Stils ist im großen und ganzen umgekehrt proportional der Schulbildung. Weitaus am besten... schreiben Mitarbeiter, welche nur Primarschulbildung haben, am schlechtesten, weitaus am schlechtesten Akademiker. Einen Universitätsdozenten für (sic!) einen Artikel anzufragen, muß man direkt ersorgen“ (S. 27). Wenn dem so ist, — warum will er dann auch noch die unserm „Volk von Stummen“ verbliebene Fähigkeit, sich wenigstens in der Mundart auszudrücken, durch die bösen Schulmeister zugrunde richten lassen?! Auch bleibt er uns (wie auch Baer!) die Antwort schuldig, warum er seine Streitschrift denn in dieser „Fremdsprache“, in diesem „Sanskrit“ (S. 4) veröffentlicht hat. Auch hier erkennt man, so vorsichtig er verhüllt ist, einen politischen Hintergrund; er ist dem von Baer gerade entgegengesetzt: Guggenbühl verrät sich, wenn er immer wieder die Schriftsprache als „das Reichsdeutsche“ bezeichnet (S. 4 u. öfter!) Das nennt man auf gut deutsch im trüben fischen: es soll der Sprache, die in der Schweiz, in Oesterreich, in Siebenbürgen, im Elsaß geschrieben, gedruckt und auch gesprochen wird, die Antipathien zu ziehen, die dem „Dritten Reiche“ gelten!

Im übrigen möchte ich Guggenbühls Schrift jedem Lehrer in die Hand geben: Der Verfasser hat Mutterwitz und einen scharfen Blick für die Schäden der Volksbildung, für Schulfuchserie, für Bildungsphilisterei, für Leerlauf und Unsinn im offiziellen Bildungsbetrieb. Aber Guggenbühl schiebt alles das dem „Reichsdeutschen“ in die Schuhe, was in Wirklichkeit die Folge der unaufhebbaren Tatsache ist, daß die Schule eine künstliche Institution und nicht das Leben selber ist und sein kann.

Dem dritten Harst, dem Gewalthaufen, dem sich auch die Lehrerschaft anschließen dürfte, marschieren jene Leute voran, welche die Sprachenfrage nicht erst heute entdeckt haben, welche nicht als Dilettanten mit der Stange im Nebel herumstochern, — welche im Kampf um das edle Gut der Sprache alt geworden sind: allen voran der Altmeister Otto von Greyerz, neben ihm Aug. Steiger, der unermüdete Vorsitzende des „Deutschschweizerischen Sprachvereins“ u. a. Der Berner Sprachforscher hat in der Schrift „Unsere Pflichten gegenüber Mundart und Schriftdeutsch“⁵⁾ Stellung bezogen; als Ergänzung dazu empfiehlt sich Steigers Broschüre „Was können wir für unser Schweizerdeutsch tun?“⁶⁾ und „Hochdeutsch als unsere Muttersprache“⁶⁾ von Eduard Blocher.

Greyerz und Steiger kämpfen für die Pflege der Mundart und der Schriftsprache, vor allem aber

⁵⁾ Sonderabdruck aus der Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins 1936.

⁶⁾ Heft 11 und 8 der „Volksbücher des Deutschschweizerischen Sprachvereins.

auch für die Reinhaltung des Dialektes, gegen eine aus den Dialekten zusammengebraute Mischsprache, sei sie nun bloß Umgangs- oder offizielle Schriftsprache.

*

Sehen wir uns die Behauptungen und Forderungen der Neuerer etwas genauer an!

1. Ist das Schriftdeutsche eine Fremdsprache?

Es gibt Leute, die allen Ernstes so etwas glauben. Nicht nur jene Ahnungslosen, die uns für Nachkommen der Pfahlbauer oder Kelten halten und sich einbilden, die Verwandtschaft zwischen Mundart und Schriftsprache sei eine diabolische Erfindung der Sprachgelehrten nach dem Grundsatz: Je gelehrter, desto verkehrter!

Was sagt der gesunde Menschenverstand zu dieser Frage? Machen wir ein Experiment! Ich legte einem Schüler der 2. Primarklasse ein „hochdeutsches“ Büchlein spannenden Inhaltes und einfacher Sprache vor — ein Abenteuerbuch — er hatte es innert 24 Stunden verschlungen. Dann ein französisches Buch. Er blinzelte mich an: Du bist wohl nicht ganz bei Trost?!

Nicht mehr Erfolg hätte ich wahrscheinlich mit einem polnischen gehabt, — obgleich es ja nach Martin ebenso schändlich sein soll, unsern Kindern diese „Fremdsprache“ aufzuzwingen wie den Polenkindern in Preußen das Deutsche.

Was sagt die Sprachwissenschaft zu der Behauptung? Sie sagt: unsere Mundart ist nicht nur ein deutscher Dialekt, sondern sogar ein hochdeutscher, ja der höchst-deutsche, indem er die Wandlungen der zweiten Lautverschiebung, welche die hochdeutschen Dialekte von den niederdeutschen getrennt haben, am energischsten durchgeführt hat. Er darf den Anspruch erheben, die altetümlichste und ehrwürdigste deutsche Mundart zu sein, denn er steht dem Mittelhochdeutschen, der Sprache der ersten Blüte der deutschen Dichtung, der Sprache Walters von der Vogelweide, Wolframs v. Eschenbach, Gottfrieds von Straßburg näher als jeder andere.

Das Problem der Erlernung einer nur geschriebenen, nicht eigentlich gesprochenen Sprache besteht überall; selbst der gebildete Deutsche schreibt nicht so, wie er spricht, und in allen Schulen Deutschlands haben die Lehrer gegen die beständig von allen Seiten in die Sprachen sich einnistenden Fehlbildungen zu kämpfen. Es wäre bei einer künstlich geschaffenen schweizerischen Schriftsprache nicht anders.

Gewiß ist unsere eigentliche Muttersprache die Mundart, das Alemannische (das wir übrigens mit Teilen des Elsaß, Badens und dem Vorarlberg gemein haben). Es ist die Sprache, mit der die Mutter uns ins Leben eingeführt hat. Die Sprache aber, mit der die *al m a m a t e r*, die „Universität“ (im

weitesten Sinne!), die Bildung, die Kultur unsern Eintritt ins Leben begleitet hat, ist die Schriftsprache! In dieser Muttersprache haben nicht nur die großen Dichter der allgemeinen deutschen Kulturwelt zu uns gesprochen, sondern auch die „Schutzgeister“ unserer Heimat. Gotthelf (der in den späteren Büchern um des größeren Wirkungskreises willen immer mehr den Dialekt meidet), Gottfried Keller (der die Mundart für die Dichtung verwarf), C. F. Meyer, Jakob Burkhardt, Carl Spitteler und alle andern. Und diese „Fremdsprache“ ist uns nicht aufgezwungen worden; die Schweiz hat sie in jahrhundertelanger Entwicklung freiwillig angenommen: sie entsprach dem Verlangen nach Allgemeinverständlichkeit, aber auch dem Bedürfnis des Volkes nach einer über die Alltagssprache hinausgehoben Form, einer Feiertagssprache (wie Greyerz das in der genannten Schrift, S. 12, so schön zeigt). Die Schweiz hat sich diese Sprache übrigens nicht einfach mechanisch angeeignet: sie hat sie sofort zum Teil ihres tiefsten Lebens werden lassen, sie hat sie mit ihrem Geist erfüllt, hat zu ihrem Ausbau, zur immer fortschreitenden Verfeinerung und Differenzierung nicht wenig beigetragen, ja, was den Wortschatz anbelangt, seit dem 18. Jahrhundert „mehr wohl als irgendein anderer deutscher Dialekt“ (F. Kluge). Diese Sprache wurde uns nicht als ein Einmaliges, Unveränderliches geschenkt, wir haben sie erschaffen helfen; in ihr hat das deutschschweizerische Volk während mehr als zwei Jahrhunderten den weit überwiegenden Teil seines Dichtens und Denkens niedergelegt, in ihr hat es die klassische Höhe seiner Dichtung erreicht und alles niedergeschrieben, was es an Wissenschaft erschuf. Nur wer die Untrennbarkeit von Form und Gehalt, von Sprache und Kultur erkennt, kann das Ansinnen erheben, einer augenblicklichen politischen Verstimmung wegen diesen unermeßlichen kulturellen Besitz über Bord zu werfen.

2. Was bedeutet uns die Mundart?

Sie ist unsere eigentliche und innigste Muttersprache; sie ist die Sprache unseres geheimsten und intimsten Lebens, sie umfaßt die Naturlaute unseres Herzens. In ihr gedenken wir im Geiste unserer Toten; mit ihr führen wir unsere Kinder ins Leben ein. Sie ist uns ein Besitz, dessen Verlust wir uns gar nicht denken können. Sie ist uns weiterhin die Kennmarke des Schweizlers. Keiner hat das schöner als Keller ausgedrückt: Wie der grüne Heinrich in tiefster Not und seelischem Elend zu versinken droht, besucht ihn ein Landsmann und redet ihn in seiner Heimatsprache an, „welche ihm wie ein Laut aus besserer Welt klang in dem Rauschen und Dröhnen der fremden Stadt“ (1. Fassung des „Grünen Heinrich“). An seiner Mundart erkennt der Schweizer den Schweizer, sie ist bedeutsamer, wahrer, vielsagender als jedes Wappen und Fähn-

chen. In heutiger Zeit ist sie zum Symbol unseres Unabhängigkeitsgefühls, unseres nationalen Willens geworden. Keiner, der wirklich mit dem Herzen Schweizer ist, kann in der heutigen Welt daran denken, sie aufzugeben. Mag sie sich wandeln (wie jede Sprache!), mag der eine statt „Anke“ Butter, statt „Stäge“ Trappe, statt „Binätsch“ Schpinat sagen, es ist im Grunde von nebensächlicher Bedeutung. Nicht der Wortschatz, nicht die Besonderheiten der Formenlehre, der Syntax allein trennen uns von der Sprache des Reiches, sondern vor allem die Lautbildung, der Akzent, die Sprachmelodie. Wir „singen“ beim Sprechen, wir durchlaufen bei einem Ja?! oder So?! ganze Tonleitern, — an der Treuherzigkeit dieser Herzenstöne erkennen wir den „Knaben vom Berge“. An ein Verschwinden dieser Sprechgewohnheiten, wozu auch der guttural gefärbte Lautstand gehört, ist in absehbarer Zeit gar nicht zu denken. Alle Prophezeiungen, die den Untergang der schweizerdeutschen Mundarten innerhalb der nächsten 100 Jahre voraussagen, gehen fehl: sie stützen sich auf Beobachtungen in anderen Ländern, wo die Dialekte auf dem Rückzuge oder am Verschwinden sind, insbesondere auch auf das außerordentlich rasche Aussterben unserer westschweizerischen Mundarten: wenn in einem Dorfe auch nur eine (angesehene!) Familie französisch sprach, so verschwand das Patois in 30—40 Jahren vollständig! In allen diesen Fällen wurde die Mundart der vornehmern Bildungssprache bedenkenlos geopfert, der Wille zum sozialen Aufstieg, das Verlangen, zu den „besseren Kreisen“ zu gehören, verdrängte sie. In der deutschen Schweiz fallen diese Beweggründe nicht nur dahin, sondern der Wille, Schweizer zu sein und sich als Schweizer auszuweisen, wirkte aufs mächtigste in entgegengesetzter Richtung.

Durch den nationalen Unabhängigkeitswillen des Schweizervolkes ist das Schweizerdeutsche auf lange Zeit hinaus vor dem Verschwinden geschützt. Nicht aber vor dem „Zerfall“: vor einer Auslaugung, dem Verblässen, dem Verlust der bodenständigsten und kraftvollsten, eigenwüchsigsten Ausdrücke und Redensarten — gefährdet ist das ihm Eigenste: jene Worte, die nicht durch die Schriftsprache sanktioniert und darum geschützt sind. Kann dieser „Zerfall“ aufgehalten werden? Er könnte es auf lange Frist wohl nur, wenn Gott uns das Geschenk einer klassischen Dialektdichtung bescherte, einer Literatur, die jeder Schweizer gelesen haben müßte, um die keiner herumkäme! Die Sprache eines solchen Klassikers würde zur Norm, sie könnte zur Schriftsprache werden. Die Möglichkeit ist durchaus nicht ausgeschlossen: zum Wesen wahrer Dichtung gehört, daß sie in Bildern, nicht in Abstraktionen spricht, und für diese Bildersprache, diese Sprache des Herzens, des Lebens wäre der Dialekt eine unerschöpfliche Fundgrube, — wovon

Gotthelf in seinen früheren Werken überwältigen-
des Zeugnis ablegt.

3. Kann die Mundart die Schriftsprache ersetzen?

Als Dichtersprache könnte sie es wohl auf weiten Gebieten, als Bildungssprache, als Sprache der Wissenschaft, der Technik, der Wirtschaft, der höhern Politik und Diplomatie niemals! Man nehme irgendeinen Aufsatz aus dem Handelsteil der Zeitung, einen Leitartikel über europäische Politik, eine Ableitung aus der analytischen Geometrie, einen Paragraphen aus einem Harmonielehrbuch, einen Abschnitt aus Kants „Kritik der reinen Vernunft“ (oder auch nur das „Vater unser“!) — und versuche es in die Mundart zu übersetzen. Man wird entweder den Versuch nach wenigen Worten aufgeben, oder — den gesamten Aufwand an grammatischen Formen, an Spezialausdrücken, an wissenschaftlicher Terminologie in die Mundart verschleppen. In der Analyse der Erscheinungen, in immer verfeinerter und differenzierterer Begriffsbildung und Ausprägung einer Terminologie für dieselbe besteht überhaupt ein Hauptteil aller wissenschaftlichen Arbeit. Auch hier sind Gehalt und Form untrennbar, Begriffsbildung und sprachlicher Ausdruck unlösbar verbunden. Indem nun während Jahrhunderten der Dialekt sich an der Bildung dieser Terminologie nicht beteiligte, weil er während Jahrhunderten nicht die Sprache der Wissenschaft war, fehlt sie ihm. Uebernimmt er aber das alles einfach aus der Schriftsprache, so gibt er sich selbst auf und ist nichts weiter mehr als ein verhunztes „Hochdeutsch“.

Was die Neuerer in dieser Hinsicht vorbringen, trägt den Stempel des Dilettantismus an der Stirne, so wenn Guggenbühl (S. 19) behauptet: „Das Schweizerdeutsch ist heute eine rudimentäre Sprache. Das liegt nicht an der Sprache, das liegt an uns... Wenn es in die Sphären der Religion oder der Poesie oder der Vaterlandsliebe geht (und in der Mathematik und Physik, der Philosophie?) ist unser Dialekt-Sprachschatz bedenklich zusammengeschrunpft.“ Nein, er ist nicht zusammengeschrunpft, er wurde nie ausgebildet! Es ist nicht so, daß der liebe Gott den Menschen eine Sprache mit sämtlichen wissenschaftlichen Terminologien, Fachsprachen etc., schenkt, die man dann einfach zu lernen hätte, sondern jede Sprache ist ein kontinuierlicher Schöpfungsakt. Was aber während Jahrhunderten verpaßt worden ist, läßt sich durch keinen Hokuspokus künstlich herbeizaubern!

Wird der Dialekt zu Dingen mißbraucht, für die er nicht ausgebildet worden ist, so entsteht jenes greuliche Mischmaschdeutsch, für das Steiger Proben anführt: „Die Abstimmig vom nächste Suntig ist mines Erachtes es Exame der staatspolitischen Erziehig von euserem Volk“ etc., ein Dr. phil. spricht vom „seelische Duktus der Schprachführig“, ein Pfarrerherr preist die Mundart und verkündet:

„Jedi Schprach ischt doch der Usdruck eines bestimmten Geischtes“ etc.

Ist das der Weg, unsere Mundart zu retten?! Je mehr wir sie mit schriftdeutschen Begriffen, Wendungen, Redensarten, Formen und Fügungen durchsetzen, umso mehr drücken wir sie auf den Rang einer verdorbenen Schriftsprache herunter und rauben ihr damit die Daseinsberechtigung. Bestehen kann sie nur, wenn sie in ursprünglicher Kraft und Herbheit, Bildhaftigkeit und Intimität sich auf das Gebiet beschränkt, auf dem sie gewachsen ist. Alle Versuche, eine Einheitsmundart (Epastil!) oder gar eine Schriftsprache zu erschaffen, beruhen auf unzulänglicher sprachlicher Einsicht und werden der Mundart zum Verderben gereichen. Ein Edelweiß, das in die Gärten der Großstadt verpflanzt wird, ist nicht mehr das Edelweiß der Alpenwiese, sondern ein höchst gleichgültiges Gartengewächs, ein Einheitsdialekt, der seine eigentümlichen Schönheiten, seine Eigenart eingebüßt hätte (und in der Schule eingedrillt werden müßte!) wäre nicht mehr die Herzenssprache, die wir lieben.

4. Was verlören wir durch die Abschnürung vom deutschen Kulturgebiet?

In jedem Tessiner ist das Gefühl seiner „italianità“ wach und lebendig, in jedem Welschen das Bewußtsein seiner Zugehörigkeit zum französischen Kulturreich. Unsere romanischen Brüder sind im Herzen ganz gewiß so gute Schweizer wie wir Alemannen, aber sie hüten die Sprache ihrer kulturellen Heimat (auch der Tessin hat heute noch seine Mundarten!), als ein köstliches Gut mit eifersüchtiger Liebe; denn sie wissen, daß jede Abschnürung vom kulturellen Nährboden unmittelbar eine Senkung des Bildungsniveaus zur Folge hätte. Sie tragen das lebendige Bewußtsein in sich, daß die Sprache nicht nur das formale Ausdrucksmittel einer Kultur ist, sondern deren grandioseste und allumfassendste Schöpfung und somit deren innerster Kern und eigentlichste Substanz, Ausdruck und Gestalt ihres tiefsten Wesens. Auch in der deutschen Schweiz war einst dieses Bewußtsein wach: Gottfried Keller war sich bewußt, daß seine Kunst als Seitenast am gewaltigen Baume der deutschen Dichtung gewachsen war; er hat in seinem „Grünen Heinrich“ zweien seiner Meister und Vorbilder: Goethe und Jean Paul, herrlichen Dank abgestattet; er war es auch, der den „stillen Ort am alten Rhein“ suchte,

„Wo ungestört und ungekannt

Ich Schweizer darf und Deutscher sein.“

(„Gegenüber“.)

Als der junge Jakob Burckhardt deutschen Boden betrat, schrieb er seiner Schwester: „Ich möchte oft vor dieser heiligen deutschen Erde auf die Knie sinken und Gott danken, daß ich die deutsche Sprache rede“ (5. April 1841). — Das schöpferische wie das kritische Genie hatten etwas tiefere Einsicht in die kulturellen Zusammenhänge, als sie den

heutigen Kulturpropheten zur Verfügung zu stehen scheint. Wenn in jüngster Gegenwart in der deutschen Schweiz eine wundervolle Blüte der Musik aufgebrochen ist, so ist auch diese an einem Seitenzweig des Baumes der deutschen Musik gewachsen: Von Mozart, Schubert und Hugo Wolf hat Othmar Schoeck „sagen und singen“ gelernt, nicht von irgendwelchem Schweizer. Er hat bis jetzt gegen 250 Lieder geschrieben, doch nicht ein einziges in der Mundart. Und wie kaum je bei einem früheren Ton-Dichter ist diese Musik an das deutsche Wort gebunden und aus ihm erlauscht, aus dem Sprachmelos erschaffen; sie ist nicht Musik an sich, sondern Klanginkarnation der Seele des Wortes — ein Beweis höchsten Ranges, wie sehr auch heute noch diese Sprache unsere lebendige Muttersprache ist. Denn nur das Lebendige ist zeugungsfähig.

Es erübrigt sich, auszuführen, daß die Schriftsprache auch die Sprache der Wissenschaft ist: je höher diese aus dem Bereich materiellen Wissens, der Technik, der Zivilisation in die Sphäre geistiger Gestaltung, der Kultur, aufragt, umso inniger ist sie auch an den Geist der Muttersprache gebunden. Zu betonen aber ist, daß für die großen Massen der Weg zur Bildung, zu Kunst und Wissenschaft, nur über die Muttersprache, niemals über Fremdsprachen führen kann. Jede Erschwerung dieses Zuganges hätte unweigerlich ein Sinken des kulturellen Niveaus des deutschschweizerischen Volkes zur Folge.

5. Wie stellt sich die Schule zur „Schprochbiwegig“?

Dieser Zugang aber ist heute noch durchaus nicht geöffnet. Wir sind mit Guggenbühl, mit Bundesrat und Erziehungsdirektionen, mit Hochschulprofessoren und Schriftstellern durchaus einer Meinung: wir sind „ein Volk von Stummen“, die bis in akademische Kreise hinauf zu beobachtende Unfähigkeit des Deutschschweizers in der Beherrschung seiner Muttersprache grenzt an Barbarei.⁷⁾ Aber wir können der staunenswerten Logik der Schprochbiwegler nicht folgen, die diesen Uebelstand beheben wollen, indem sie die Schriftsprache auch noch von ihrem Aschenbrödelplatz verdrängen und in die Stellung einer Fremdsprache zurückwerfen, ihr einen Teil der zugewiesenen Stunden entreißen wollen! Alle Fähigkeiten steigern sich, indem man sie übt, nicht indem man sie brach liegen läßt. Die westschweizerische Schule leidet nicht unter der verhängnisvollen Kluft zwischen Familien- und Schulsprache, trotzdem weist sie der Pflege der Muttersprache

durchweg höhere Stundenzahlen zu: An Sekundarschulen 5—7 Stunden (gegen 5 bei uns), an humanistischen Gymnasien 4—7 (bei uns 3—4), an Lehrerseminarien bis 9 Stunden (bei uns 4—6) — Zahlen, die laut und unwiderlegbar beweisen, wie viel lebendiger im Welschen das Gefühl des unlöslichen Zusammenhanges zwischen Muttersprache und Kultur als im Alemannen ist.

Und doch darf die Schule die „Schprochbiwegig“ nicht aus den Augen verlieren. Ein Sprachunterricht, der nicht von der Mundart ausgeht und immer wieder auf diese zurückgreift, hängt in der Luft. Auf Einzelheiten einzugehen ist hier nicht der Ort. Probleme, die eines Versuches wert wären, sind: Sollte nicht der erste Leseunterricht sich der Mundart bedienen? Sollen die Kinder ihren Ortsdialekt auch schreiben lernen (aber ohne neuen „Duden“!)? Sollte die Mundart nicht für Fächer wie Sittenlehre und Religionsunterricht auch späterhin beibehalten werden? Wäre nicht die Zahl guter Dialekt-Lesestücke und -Gedichte in den Lesebüchern zu vermehren? Soll nicht durch Sprachübungen der Verderbnis der Mundart entgegengearbeitet werden? Als Mindestforderung für die Volksschule dürfte wohl gelten, daß sie die weit verbreitete Abneigung gegen die Lektüre von Dialektstücken überwindet und den Schüler so weit bringt, daß er solche mühe-los liest. In der Mittelschule steht der Sprachunterricht auf wissenschaftlicher Grundlage, damit tritt die Mundart von selbst in die ihr zugehörigen Rechte: sie ist nicht ein „verbauertes Hochdeutsch“, sondern einer der Hauptäste des lebendigen Sprachstammes, urständiges und gewachsenes Deutsch, eine unerschöpfliche Quelle der Bereicherung und Erneuerung für die Schriftsprache. Jeder Deutschlehrer mit offenem Blick für das Lebensnahe wird darum bei der Behandlung der Grammatik die Mundart ständig im Auge behalten und sie zu Vergleichen herbeiziehen, die umso reizvoller sind, als uns ihre Eigentümlichkeiten meist unbewußt sind und wir dabei altbekanntes und doch auf Schritt und Tritt überraschendes Neuland betreten. Daß die Schule bedeutenden Dichtern, die sich der alemanischen Mundart bedienen, wie J. P. Hebel und Gotthelf, breiten Raum zuweisen muß, ist heute eine Selbstverständlichkeit. Nicht minder aber auch, daß sie Gottfried Keller, der sich nicht der Mundart bedient hat, dessen Deutsch aber in herrlichster Weise in ihr verwurzelt und vom innersten Herzschlag unseres Volkes durchpulst ist, noch weit entschiedener, als es vielerorten der Fall ist, in den Mittelpunkt ihres Unterrichtes rückt. Denn in letzter Linie hängt unser Schweizertum nicht daran, ob wir das *ch* weiter hinten oder weiter vorn in der Mundhöhle bilden, und ob wir „jä“ oder „joo“ oder „ja“ sagen, sondern daran, ob etwas von dem Geiste der Gotthelf und Keller in uns lebendig geblieben ist.

⁷⁾ Vgl. meinen Aufsatz „Die Krise des muttersprachlichen Unterrichtes“ in den Nrn. 6 und 7 der „Schweizer Erziehungs-Rundschau“, 1935.